



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

V. Die Abreise nach Paris

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940

er habe sich Glacéhandschuhe bei der Lektüre seines Buches anziehen müssen. Selbst Immermann scheute sich, dem Buch einen kritischen Geleitbrief auf den Weg zu geben. Nun ergriff den mutigen Soldaten ein wahres Kanonenfieber, und er sah sich ängstlich nach Hülfe um. Er sandte seine Heerrufer aus, um die zerstreuten Freunde zur Unterstützung heranzuziehen; aber nur Barnhagen trat von seinen Freunden für ihn ein, und so kam er zu der Erkenntnis, daß er sich mit seinem Buch bei dem besseren Publikum „unfäglich“ geschadet habe (4. Februar 1830).

Durch solche Erfahrungen gewizigt, entfernte Heine, als eine neue Auflage des ersten Bandes der Reisebilder nötig wurde, einige Lieder, die den „Schwachen im Lande anstößig“ erscheinen konnten, und merzte aus der Harzreise alles allzu Herbe aus.

Die Darstellungsweise und der Stil im dritten Bande der Reisebilder gehen wieder auf die Harzreise zurück. Der Kunstgriff, Sinnliches durch Geistiges und Geistiges durch Sinnliches bildlich auszudrücken, artet zur Manier aus. Wir begegnen jetzt einem „übelriechenden Lächeln“, einem „sehnsüchtigen Misthaufen“, „vegetabilisch=animalischen Händen“ usw. Die „freudigen Hüften“ in Brentanos „Godwi“ kehren hier als „geistreiche“ wieder; auch Jean Paul erkennen wir in manchem Bilde, und die alte Obstfrau aus Hoffmanns „goldenem Topf“, die dem armen Anselmus so viele Beschwerden und ärgerliche Träume bereitet, erscheint bei Heine mit nur geringen Aenderungen.

V.

Die Abreise nach Paris.

Nach Berlin wagte Heine nach Erscheinen des dritten Bandes seiner Reisebilder nicht zurückzukehren, aus Furcht vor der preußischen Regierung, die das Buch verboten hatte. Er blieb in Hamburg, wo Gumpel, Hirsch und die gesamte orthodoxe Judenschaft ihn heftig — und wahrlich nicht mit Unrecht — beschiedeten. Die Taufe hätte man ihm verziehen; sein häßliches Wigeln über seine Stammesgenossen trug man ihm erbarmungslos nach. Sein Umgang mit Juden war deshalb ein verschwindend geringer, dagegen verkehrte er viel mit talentvollen jungen Schriftstellern und sonstigen Gesinnungsgenossen. Mit Ludwig Wienbarg, dem späteren Wortführer des jungen Deutschlands, sowie

August Lewald kam er häufig zusammen. An Professor Zimmermann, von dem Strodtmann das unglaubliche Stück berichtet, er habe seinen Schülern die Lektüre von Heines italienischer Reisebeschreibung empfohlen,¹⁾ schloß er sich enger an als früher. „Eine minder solide Gesellschaft,“ erzählt Strodtmann²⁾, „fand er in den Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh, wo jene berühmten Bälle der Hamburger Phrynen stattfanden, denen er so häufig als mutwilliger Gast beiwohnte.“ Die Folgen seiner Lebensweise stellten sich bald in Gestalt körperlicher Beschwerden und namentlich in Blutspeien ein, die ihm Ende März die Ueberfiedelung nach dem stillen Wandsbeck rätlich erscheinen ließen. Hier las er eifrig politische Schriften und studierte die Geschichte der französischen Revolution.

Von Ende Juni bis Ende August verweilte er auf Helgoland, wo ihn die Nachricht von der neuen Revolution in Paris traf und förmlich berauschte. „Ich bin ein Sohn der Revolution,“ rief er nach dem Eintreffen jener Nachricht (VII, S. 59), „und greife wieder zu den gefeierten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen. Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Totekampfe! Und auch die Leier reicht mir, damit ich ein Schlachtlied singe. . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten.“ Indessen hatte er doch gewichtige Bedenken, seine hochtönenden Redensarten zu Taten zu machen; er begnügte sich damit, den dritten Teil seiner italienischen Reisebeschreibung: „Die Stadt Lucca“ zu vollenden, sowie die völlig revolutionäre Schlußphantasie der „Englischen Fragmente“: „Die Befreiung“ niederzuschreiben.

Als der Revolutionsmann aufs Festland zurückkehrte und sah, daß die Deutschen noch keine Lust hatten, gleich ihren westlichen Nachbarn die Schlafhauben von den Köpfen zu ziehen, als neue Geldnot ihn drückte und Zwist mit Onkel Salomon ihm Sorge einflößte, machte er trotz früherer Mißerfolge wiederum Versuche, in dem Staate, dem er den Untergang wünschte, eine Anstellung zu erlangen. Barnhagen sollte ihm helfen, in preussische Staatsdienste zu treten. „Sie irren,“ schreibt er am 19. Nov. 1830, „wenn Sie glauben, daß ich des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagieren möchte, nicht die preussische Regierung für mich interessieren könnte.“ Daraus wurde nun allerdings nichts, und Heine versöhnte sich auf Barnhagens Rat mit seinem Onkel,

¹⁾ I. S. 629. — ²⁾ I. S. 639.

um nicht den letzten Stützpunkt zu verlieren. Von neuem sollte Barnhagen eingreifen, als in Hamburg die Stelle eines Ratsyndikus frei wurde, für die Heine sich geeignet hielt. Das Gerücht bezeichnete ihn als einen der Bewerber, so daß Heine es für notwendig hielt, durch Zeitungsartikel einen Druck auf die öffentliche Meinung auszuüben. Dazu sollte wiederum Barnhagen, dessen Geduld bewundernswert erscheint, seine einflußreiche Hand leihen. Aber auch diese Bemühungen schlugen fehl.

Inzwischen bereitete Heine den dritten Teil seiner italienischen Reise zum Druck vor, in dem er die letzten Konsequenzen seiner religiösen Verneinung zog und auf kleinem Raum die abscheulichsten Lästerungen häufte. Das Buch mußte ihn für eine öffentliche Stellung vollends in Preußen unmöglich machen — oder sollte er den Hintergedanken gehabt haben, die Regierung werde gern die Gelegenheit ergreifen, eine so furchtbare Feder für sich zu gewinnen?

Im Januar 1831 erschien das Buch unter dem Titel: „Nachträge zu den Reisebildern von Heinrich Heine“. Es enthielt außer „Die Stadt Lucca“ noch die „Englischen Fragmente“. Die letzteren haben für uns nur so weit Interesse, als sie uns Heines politische Ansichten weiter enthüllen. Gewiß enthalten sie vortreffliche Schilderungen Londoner Lebens und werfen helle Schlaglichter auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Englands sowie auf den Charakter John Bulls; aber durch Darstellungen dieser Art sind wir doch in den letzten Jahrzehnten so sehr verwöhnt worden, daß die „Englischen Fragmente“ heute nur noch literaturgeschichtliche Bedeutung haben. Der künstlerische Wert des novellistischen Stückes „Die Stadt Lucca“, das fragmentarisch und ohne bestimmten Charakter erscheint, ist — vom Stil abgesehen — gleich Null. Aber es mag nicht leicht ein Buch auf der Welt geben, das auf kleinem Raum eine größere Sammlung von rohen Angriffen gegen das Christentum aufzuweisen hat. Fast aus jedem Satz spricht die Unfähigkeit, das Große und Erhabene der christlichen Religion zu begreifen.

Als Motto für den letzten Teil seiner „Reisebilder“ hätte Heine recht gut seinen eigenen Ausspruch setzen können: „Mit den Gedärmen eines Esels möchte ich meine Leier besaiten, um sie nach Würden zu besingen, die geschorenen Dummköpfe!“ (III, S. 429). Denn der wahnsinnige Haß gegen das katholische Priestertum und die katholische Kirche, die sich in diesen rohen Worten ausdrückt, durchzieht den ganzen ersten Teil des vierten Bandes: „Die Stadt Lucca“. Er ist ein wahres Rom-

pendium von Schändlichkeiten.¹⁾ Mit abscheulichen Lästerungen, in denen heilige Personen und Gegenstände mit den häßlichsten Dingen in Berührung gebracht werden, mit lüfternen Anspielungen mischen sich grobe Schimpfereien über die Priester im allgemeinen und die römischen insbesondere. Ueber die Lästerungen müssen wir hinweggehen, weil sie eine Wiedergabe nicht erlauben. Die schlimmsten hat er übrigens aus Brentanos „Godwi“²⁾ entlehnt.

Die Ansichten, die Heine über Religion und Katholizismus kundgibt, gipfeln in folgenden Sätzen. Wie in dem Gedicht: „Die Götter Griechenlands“ (I, S. 187), bedauert er, daß die alten Götter entschwunden und durch „geschundene, gebratene und gespießte Götter“ ersetzt seien, und daß an Stelle der lustigen griechischen Religion eine „trübselige, blutrünstige Delinquenten-Religion“ getreten sei (S. 395). Diese Religion sei durch die Juden aus Aegypten gekommen,³⁾ von wo sie „außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren auch eine sogenannte positive Religion, eine sogenannte Kirche, ein Gerüst von Dogmen, an die man glauben, und heiliger Zeremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen“ mitgebracht hätten (S. 416). Er verwahrt sich aber dagegen, daß er die Religion im allgemeinen bekämpfe; er ehre die innere Heiligkeit einer jeden Religion, sagt er, aufrichtig aber hasse er „jene Mißgeburt, welche man Staatsreligion nennt“ (S. 418). Er führt den Gedanken noch weiter aus und kommt zu dem Ergebnis, daß mit der Religion Christi die in verschiedenen Ländern konstituierten Staatsreligionen nichts mehr gemein hätten, daß den Religionen das „Monopolssystem“ eben so schädlich sei, wie den Gewerben, und daß sie erst durch „freie Konkurrenz“ zu ihrer alten Herrlichkeit wieder erblühen würden (S. 419).⁴⁾ Niemand aber sei weniger geneigt, die freie Konkurrenz der Religionen zuzugeben, als die „Pfaffen“, die „einen leidigen Popanz für Gott ausgeben und damit Geld verdienen“. Die Pfaffen sind ihm überhaupt — wie er in einem gerade ihm sehr geläufigen Bilde ausführt — nur Kaufleute bzw.

¹⁾ Selbst ein warmer Verehrer Heines, wie Elster, muß zugestehen (I S. 86): „Nur der vom Dogma Unabhängige weiß solche Darlegungen zu würdigen; wer in dem strengen Kirchenglauben lebt, wird dagegen durch viele Stellen dieses Buches in seinem innersten Gefühle verletzt werden.“

²⁾ S. 397. 398. Vgl. Godwi II, 120 und 290.

³⁾ Ein Lieblingsgedanke Voltaires, von dem Heine sich anregen ließ.

⁴⁾ Angeregt zu diesen Gedanken über das Monopolssystem der Staatsreligion wurde Heine durch Montesquieus »Lettres Persanes« (Nr. 86).

Schacherer (S. 389). Aber das Volk werde sich nicht lange mehr von ihnen täuschen lassen und einsehen, „daß man von Oblaten nicht satt wird“ (S. 421).

Als Politiker — wir ziehen hier, um Wiederholungen zu vermeiden, auch gleich die „Englischen Fragmente“ in Betracht — bezeichnet sich Heine wieder als einen überzeugungstreuen Anhänger des Königtums (S. 417); aber jeder Monarch würde sich bedanken für eine solche Stütze seines Thrones. Der Wille des Volkes ist ihm die „alleinige Quelle aller Macht“, das „Bißchen Salböl“ macht „keinen menschlichen Kopf guillotinenfest“ (S. 421). Das Volk ist der „wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande“; sein „Wille ist souveräner und viel legitimer als jenes purpurne *Tel est notre plaisir*, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andere Gewähr als die Salbadereien geschorener Gaukler“ (S. 504). Ein Muster-Monarchist! Der Staat ist ihm ein Marionetten-Theater, der König und die Beamten sind die Puppen, die vom Volke nach Belieben bewegt werden. Wenn aber der Fall vorkommen sollte, daß die Puppen der „alleinig rechtmäßigen Macht“ nicht gehorchen wollen, so darf das Volk zum Knüppel greifen und die unbrauchbaren Spielzeuge in Stücke schlagen. Daß dabei die Hauptpuppe ebenfalls „amputiert“ wird, ist „freilich entsetzlich“ (S. 499); aber dann wird sie nicht so sehr ein Opfer der Leidenschaften, als der Begebenheiten (S. 499). Das ist nicht schlimm; die Revolution ist arg verleumdete und als ein „Fürstenschrecknis und eine Volksscheuche“ dargestellt worden. Es sei freilich nicht zu leugnen, daß man diese Guillotine, die heilsame Maschine, womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, etwas oft angewandt habe, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrat, Lüge und Schwäche, und man habe die Patienten nicht lange gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst Tausende und Abertausende Roturiers und Vilains, Bürger und Bauern gequält, gefoltert und gerädert wurden in der guten alten Zeit (S. 499).

Dann verspricht Heine, in dem Kampfe für die Freiheit in der ersten Reihe stehen zu wollen. Er will handeln wie ein Mann, „nachahmend die großen Vorgänger und, will's Gott, künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen“ (S. 425). Die Selbstsucht drängt ihn nicht zur Tribüne, und groß sind die Opfer, die er bringen muß für jedes freie Wort (S. 502). Beständig muß er auf der Mensur liegen und sich durch unsägliches Drangsal schlagen; er erficht keinen Sieg, der ihm nicht auch Herzblut kostet. Tag und Nacht ist er in Nöten (S. 427), aber sein bester Spaß und sein bestes Blut stehen

„seinem“ deutschen Volke immer zu Diensten (S. 504). Weiter kann man die Prahlerei kaum treiben mit einer Gesinnung, auf deren weitere Verfechtung er gern gegen materielle Vorteile verzichtet hätte.

Während Heine sein anstößiges Buch über Platen schrieb und in der „Stadt Lucca“ seinem Haß gegen das Christentum Luft machte, dichtete er auch in dem 1831 in der zweiten Auflage des zweiten Bandes seiner „Reisebilder“ erschienenen „Neuen Frühling“ einen Lieder-Zyklus, der zu den schönsten und reinsten Blüten seiner Lyrik zählt. Die Gedichtchen sind zum Teil veranlaßt durch seine Liebe zu Therese Heine und der Gräfin Bothmer; die übrigen entstanden auf Anregung des Komponisten Methfessel.

Der Dichter zeigt sich hier von seiner liebenswürdigsten Seite und läßt nur einmal (Nr. 33) leise durchblicken, daß seiner Liebe auch sinnliche Regungen beigemischt sind. In künstlerischer Anordnung enthüllt sich vor uns die Geschichte seiner neuen Neigung, die eben den „Neuen Frühling“ bedeutet. In der ersten Abteilung (Nr. 1—10) schildert er das Erwachen seiner Liebe. Es wird Mai, sein Herz liebt aufs neue (1), so wie alles in der Natur Liebe atmet und singt (2). Die liebeheißen Lieder der Nachtigall dehnen seine Seele (3), aber er weiß noch nicht, welcher Blume er seine Liebe zuwenden soll (4). Krank liegt er im Grase und träumt, er weiß selbst nicht was (5), und bittet sein kleines Frühlingslied, die Geliebte zu grüßen (6). Vielleicht ist es die Rose, die er liebt (7), vielleicht die Lilie (10), sicher aber schlägt Amor in seinem Herzen den Takt (8).

In der zweiten Abteilung (Nr. 11—23) hat sich sein Herz entschieden. Zwei schöne Augen haben es ihm angetan (11), und er fürchtet sich vor ihnen (14), so daß der Liebe süßes Elend und bittere Lust in seinem Herzen wieder Einkleben halten (12). Er ist der Mond, sie die Wasserlilie, die er nur aus einsamer Höhe grüßen kann (15). Er sucht sie und folgt ihr überall (19), ihre blauen Augen ergießen ein Meer von blauen Gedanken in sein Herz (18), ihr Abbild zittert in seinem erschütterten Herzen (23), und er möchte sie gern meiden, weil die Liebe zu ihr ihn elend macht (21).

Die dritte Abteilung (24—38) schildert sein Liebesglück, das er aber nicht voll zu genießen vermag, da die bange Ahnung, es werde ein schnelles und trauriges Ende finden, ihn in seinen süßesten Träumen stört. In der letzten Abteilung (Nr. 39—44) ist der gefürchtete Ab-

schluß seiner Liebes-Idylle eingetreten, die Welt erscheint ihm grau und verwelkt und sein Herz verblutet.

Der Dichter singt also wieder das alte Lied, aber er trägt es mit edlerm Ausdruck vor, als früher. Er vermeidet den Mißklang der Selbstverspottung und die unreinen Töne grober Sinnlichkeit; klar und einfach ist eine zarte Empfindung ausgesprochen, die leicht in unserem Herzen wiederklingt.

Der „Neue Frühling“ war der Schwanengesang Heines als des Sängers reiner Liebe. Er reiste im Mai 1831 nach dem neuen Jerusalem der Freiheit ab und legte von da an die meisten seiner Lieder Pariser Dirnen zu Füßen, wie er vorher schon oft genug die käuflichen Damen des ApolloSaales in Hamburg und der Redouten in Berlin besungen hatte.

